

Holly Bourne
This is not a love story



Holly Bourne, 1986 in England geboren, studierte Journalismus an der University of Sheffield. Sie arbeitete einige Jahre lang erfolgreich als Journalistin. Mit den Wünschen und Sehnsüchten von Jugendlichen kennt sie sich aus, da sie auf einer Ratgeber-Website für junge Leute Beziehungstipps gibt. Holly Bourne lebt zurzeit in London, träumt

aber von einem Haus im Grünen. ›This is not a love story‹ ist ihr erster Roman.

Nina Frey, geboren in Heidelberg, studierte Anglistik und Germanistik in Hamburg. Sie arbeitete lange im Kunsthandel in Hamburg, London und Berlin. Heute lebt sie als freie Übersetzerin in Wien.

Holly Bourne

THIS IS NOT A LOVE STORY

Roman

Aus dem Englischen
von Nina Frey

Deutscher Taschenbuch Verlag

*Meinen Eltern, Larz und Olivia:
für alles.*

Das gesamte lieferbare Programm von dtv junior
und viele andere Informationen finden sich unter
www.dtvjunior.de



Deutsche Erstausgabe
2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH und Co. KG,
München
© Holly Bourne 2013
Titel der englischen Originalausgabe: ›Soulmates‹,
2013 erschienen bei Usborne Publishing Ltd, London
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH und Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky
unter Verwendung von Fotos
von plainpicture/Büro Monaco und gettyimages/Richard Goerg
Gesetzt aus der Janson 10,25/12,75'
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71585-0

Prolog

An »Seelenverwandtschaft« als Konzept hatte ich nie geglaubt. Das war so eine Hollywood-Idee – ein Begriff, erschaffen, um Filmrechte und Schmachtfetzen zu verhökern.

Meiner Meinung nach war Liebe nichts als eine weltweit verbreitete Zwangsvorstellung, ein Hirngespinnst, an das sich die Verzweifelten klammern. Manche nannten es Leidenschaft, Romantik, die Begegnung zweier Seelengefährten und lauter solchen Quatsch. Ich nannte es Hormone, Biologie, Chemie, die im Gewand des märchenhaften ewigen Glücks daherkommen – ein Selbstbetrug, der nichts ist als die Angst vor der eigenen Einsamkeit.

Doch zynisch sein ist leicht, solange es einen noch nicht selbst erwischt hat ...

Denn das Problem ist ja: Hollywood, Stephenie Meyer, die ganzen Nackenbeißerverlage – sie haben alle recht. Seelengefährten gibt es wirklich.

Nur eins haben sie nicht kapiert: dass es nicht unbedingt ratsam ist, sie zu finden.

1

Der Tag begann wie jeder andere auch: mit einem Sonnenaufgang.

Vermutlich ist noch jeder, dem irgendwann irgendwas Außergewöhnliches widerfahren ist, an jenem bewussten Tag ganz stinknormal im Bett aufgewacht. Sei es eine Nahtoderfahrung oder das Zusammentreffen mit dem Menschen, mit dem man den Rest seines Lebens verbringen möchte – alles beginnt immer mit einem Sonnenaufgang, einem Weckerklingeln und dem Beiseiteschieben der Bettdecke. Ganz banal. Ganz wie gehabt.

Der Tag, der mein Leben umkrempelte, passte voll ins Schema.

Ich lag unter meiner Decke in meinem schmalen Bett und beobachtete den Lichtstrahl, der sich an meinem Vorhang vorbeischlängelte und sich um meine Beine schmiegte. Und während ich das tat, machte ich meine Atemübungen. Ich legte die Hände auf den Bauch und konzentrierte mich darauf, wie er sich mit jedem Atemzug wölbte und wieder zusammenzog. Immer wieder, zehn Minuten lang.

Es war Samstag, der Tag ohne Verpflichtungen. Ich zog den Vorhang auf, damit das Licht in jeden Winkel meines Zimmers dringen konnte. Dann kletterte ich aufs Fensterbrett, hockte mich in den Schneidersitz und blickte nach draußen.

Ich heiße Penny Lawson und meine Heimat ist mir ein Graus. Auch wenn es furchtbar abgedroschen ist, siebzehn zu sein und seinen Wohnort zu hassen, – es ist so. Im Grunde gibt

es an meinem Leben rein gar nichts, was nicht völlig typisch wäre. Ich wohne in einer kleinen Stadt, von der es sich perfekt nach London pendeln lässt. Jeden Morgen um halb sieben machen sich die Männer in ihren Anzügen auf und ziehen im Gänsemarsch Richtung Bahnhof. Die Ehefrauen bleiben zu Hause, machen ihre Kinder für die Privatschule zurecht und schaufeln schalenweise Biomüsli in sie hinein, um schließlich die SUVs zu erklimmen und die Wettfahrt zur Schule einzuläuten. Es ist eine dieser Städte, in der jedes Haus einen Vorgarten hat, wo jeder jeden kennt und wo den Teenagern die Freizeitaktivitäten nur so in den Rachen gestopft werden, als hänge die Zukunft der Familie allein von den Leistungen ihrer Sprösslinge in der Lacrosse-Mannschaft ab. Alles in allem ein einziges Riesenklischee – und mir zutiefst zuwider. Aber wahrscheinlich ist das genauso ein Klassiker.

Das Klingeln meines Handys riss mich aus meinen Gedanken. Ich schaute aufs Display und lächelte. Es war Lizzie.

»Was willst du mitten in der Nacht? Andere schlafen vielleicht noch, du Nuss«, sagte ich.

»Ach, jetzt stell dich nicht so an, es ist halb elf vorbei und es gibt Neuigkeiten.«

»Na dann: raus damit.« Ich entknotete meine Beine und streckte sie auf dem Fensterbrett aus.

»Wegen heut Abend. Das wird der Wahnsinn.«

Lizzie verstand es, aus allem das Letzte herauszuholen. Sie wollte Journalistin werden, um jeden Preis, und arbeitete fast rund um die Uhr darauf hin. Sie fungierte als Klatschkurier zwischen den einzelnen Cliques, verwandelte in der morgendlichen Rückschau noch die drögeste Wohnzimmerparty in ein prickelndes Event und verfügte selbstverständlich über ein geradezu enzyklopädisches Wissen zu jedermanns Privatangelegenheiten. Mittlerweile war mir klar, dass sie einfach rein kör-

perlich nicht in der Lage war, ein Geheimnis für sich zu behalten, was meiner Liebe zu ihr keinen Abbruch tat. Durch sie wirkte dieser Ort – unser Leben – dramatisch. Sie war der Farbklecks in unserem Grau in Grau.

Ich seufzte. »Lizzie, heute ist mal wieder Band-Night, was kann da schon groß passieren? Ach nein, sag nichts. Eine der Versagerbands aus unserem Bekanntenkreis hat doch tatsächlich einen Plattenvertrag unterschrieben?« Ich quietschte auf, um meinen Sarkasmus zu unterstreichen. »Ich glaub's einfach nicht! Ein Wunder ist geschehen!«

Lizzie lachte. »Ach was, natürlich nicht.« Sie machte eine dramatische Pause. »Aber heut Abend spielt tatsächlich eine neue Band, eine wahnsinnig gute angeblich. Growing Pains heißen sie. Der Leadgitarrist soll ein absoluter Hingucker sein, hab ich gehört, und scheinbar gibt's echt eine Plattenfirma, die ein Auge auf sie hat.«

Ich seufzte noch einmal.

»Ehrlich.«

»Lizzie, wie lange pilgern wir jetzt schon zur Band-Night? Zwei Jahre? Wie viele Bandtypen kennen wir, die *anscheinend* eine Plattenfirma haben, die ein Auge auf sie hat? Und jetzt verrät mir bitte, wie viele von denen es wirklich zu was gebracht haben. Ich wette um eine Million mit dir, dass die alle auf die Uni gehen und BWL studieren, und dann gönnen sie sich natürlich ein Jahr Auszeit, weil sie ja angeblich keinen Job in Papas Firma wollen, bis sie schließlich doch dort anfangen, zum Einstiegsgehalt von zweiunddreißigtausend Pfund.« Erneut faltete ich die Füße unter mir zusammen und holte energisch Luft. »Und wenn sie dann vierzig sind, unterhalten sie bei Dinnerpartys ihre Reich-und-schön-Freunde mit Schwänken aus ihrer wilden Jugend am Rande des Abgrunds, als sie mal Rockstars waren.«

Jetzt war es an Lizzie, zu seufzen. »Himmel, hast du eine Laune.«

Ich schickte ein Achselzucken durch die Leitung. »Ich sag nur, wie's ist.«

»Okay. Dann spar dir jetzt mal das Band-Bashing, Madame Ich-steh-über-allem, und lass mich wenigstens was vom heißen Gitarristen erzählen.«

Ich lachte. »Na gut, schieß los.«

Wir plauderten noch ein paar Minuten, und als ich auflegte, sah alles schon deutlich rosiger aus. Selbst wenn es nicht der gesellschaftliche Höhepunkt meines Daseins werden würde, war es doch ein Samstagabendprogramm ganz ohne Pizzaservice, Trashfilm und Gesuhle im eigenen Uncoolsein. Mit einer jähen Aufwallung von Energie schwang ich meine Beine vom Fensterbrett und ging runter zum Frühstück.

Als ich die Küche betrat, machte Mum gerade Tee. Da stand sie im Morgenmantel und musterte finster die Wandschränke. Seit Jahren versuchte sie, meinen Vater zu einer Küchenrenovierung zu überreden, doch der weigerte sich standhaft, Geld für etwas »so Banales wie Küchenschränke« rauszuwerfen.

»Guten Morgen«, sagte sie und riss sich von den Schränken los. »Du auch ein Tässchen?«

Ich klappte einen Wandschrank auf und zog eine Müslischachtel heraus. »Ja, bitte.«

Als ich mir die Schale füllte, brachte sie mir einen Becher und wuschelte mir durchs Haar.

»Mum!«

»Pardon, Schätzchen.«

Sie setzte sich neben mich und wärmte sich die Hände an ihrem Becher, während ich draufloslöffelte.

»Also, was steht heute Großes an?«

Ich schluckte eine Ladung Haferflocken hinunter. »Nur wieder Band-Night. Da spielt irgendeine neue Gruppe, soll gut sein. Mit einem heißen Gitarristen angeblich.«

Meine Mutter horchte auf. »Ach wirklich? Wie aufregend. Ein heißer Mann in Middletown, unfassbar. Welch seltene Gnade des Schicksals.«

»Tja.« Ich verdrehte die Augen. »Es geschehen noch Zeichen und Wunder.«

Meine Mutter lachte. Sie zog mich ständig damit auf, dass ich jeden potenziellen Verehrer grundsätzlich mit Missachtung strafte, dass mir keiner je gut genug sein würde, aber Ehrenwort, so anspruchsvoll war ich gar nicht. Was konnte ich denn dafür, dass die siebzehnjährigen Jungs einfach alle nur widerlich waren? Und die seltenen Ausnahmen hatten völlig überdimensionale Egos von der ständigen Aufmerksamkeit, die sie abkriegten. Meiner Theorie nach war erst bei Neunzehnjährigen Schluss mit dem Widerlichsein, und da ich noch nicht hübsch genug war, um einen älteren Typen an Land zu ziehen, war ich gern bereit, noch zwei Jahre abzuwarten, bis Jungs meines Alters keinen Brechreiz mehr bei mir auslösten.

Meine Mutter jedoch teilte meine Meinung nicht und machte sich Sorgen um mich. Tatsächlich war es ihr liebster Zeitvertreib, sich um mich zu sorgen. Und wie aufs Stichwort wurde ihre teeumdampfte Miene ganz ernst.

»Sag mal, wie lief dein Termin bei Dr. Ashley neulich so?«, fragte sie betont beiläufig.

Oje, wir waren mal wieder so weit.

»Ganz okay«, antwortete ich unverbindlich und mampfte weiter.

»Warum so vage?« Kein Elterngespräch ohne diesen Spruch. »Worüber habt ihr geredet?«

»Das Übliche, du weißt schon.«

Sie nickte. »Okay.«

Ich konzentrierte mich auf mein Müsli und wartete darauf, dass sie nachhakte.

Es dauerte keine dreißig Sekunden.

»Also, was ist denn so das Übliche?«

Ich schluckte.

»Mein Gott, Mum, keine Ahnung. Ich hab über meine Schularbeiten gejamert, er ist mit mir wieder dieses bekloppte Atmungsding durchgegangen, wir haben darüber gesprochen, was ich mache, wenn's ... passiert. Du weißt schon.«

Sie sah noch besorgter drein und ich hielt die Luft an, bis die Frage fiel.

»Also weiß er immer noch nicht, was die Ursache ist?« Tränen stiegen ihr in die Augen. Verdammte Hacke. Diese Unterhaltung hatten wir eindeutig schon zu oft gehabt.

»Mum.« Ich sprach ganz langsam und überdeutlich. »Dich – trifft – keine – Schuld. Weder hast du mich als Säugling auf den Kopf fallen lassen noch bei meiner Erziehung versagt. Du hast alles genauso gemacht wie bei Louise, und bei der ist alles in Butter. Es ist einfach nur Pech. Mehr nicht. Glaub's mir doch bitte.«

Sie sah zu mir empor wie ein Kind. »Wirklich?«, flüsterte sie. »Dr. Ashley hat nicht gemeint, irgendwer sei dran schuld?«

»Natürlich nicht. Weil's einfach nicht so ist. Nur meine Biologie, meine Hormone, die Richtung halt. Irgendwann ist es vorbei, und dann lachen wir nur noch, wenn wir dran denken. Okay?«

Sie wirkte erleichtert. Zumindest fürs Erste. Bis mir nächste Woche haargenau das gleiche Gespräch bevorstand. Und die Woche danach. Und alle, die darauf folgten.

»Okay.«

Sie schnappte sich unsere leeren Tassen und trug sie zur Spüle.

»Ich borg dir heut Abend meine Handtasche, wenn du möchtest«, sagte sie lächelnd.

»Echt? Genial. Danke, Mum.«

Und sie verließ die Küche.

Die Sache ist nämlich die: Sosehr ich auch dagegen ankämpfe, ich bleibe ein wandelndes Klischee. Ich habe »psychische Probleme«. Hochooriginell, ich weiß. Ich verachte mich ja auch für diesen völligen Mangel an Kreativität, aber leider habe ich überhaupt keine Kontrolle darüber. Es ist, als müsse mein Hirn sich krampfhaft mit so was auf Trab halten, weil ich doch der Mittelschicht entstamme und mir über Geld und solches Zeug keinen Kopf zu machen brauche.

Vor ungefähr zwei Jahren saß ich in der Schule und lauschte gerade den Ausführungen meines Erdkundelehrers über fair gehandelten Kaffee, als ich es plötzlich ziemlich eindeutig fand, dass ich gleich sterben würde. Die Wände stürzten über mir zusammen, alles wurde schwarz, und atmen konnte ich auch nicht mehr.

Mir wurde klar, dass dies meine letzten Momente auf Erden waren, und ein Riesenschub Adrenalin jagte mir durch den Körper. Und während ich in blinder Panik nach Luft rang, dachte ich noch, wie unsäglich grauenhaft es doch war, mitten in Erdkunde den Löffel abzugeben. Ohne noch mal meine Eltern gesehen zu haben. Oder Louise. Wenn ich jetzt starb, würde das ihr Leben doch total versauen. Und mit Delfinen war ich auch noch nie geschwommen, hatte nie den Grand Canyon gesehen, auf einem Motorrad gesessen oder sonst irgendwas von den Dingen abgehakt, die man vor seinem Tod absolviert haben sollte.

Dann traf mich plötzlich die Erkenntnis, dass ich sterben würde, ohne jemals einen Freund gehabt zu haben. Und obwohl die Welt um mich herum im Nebel versank, konnte ich nur

noch an die Liebe denken. Und dass ich sie nie erlebt hatte. Nie würde ich erfahren, wie es sich anfühlte, in der Gewissheit einzuschlafen, dass ein anderer Mensch an mich dachte. Nie würde mir jemand vertraulich die Hand auf den Rücken legen, um mich durch eine Menschenmenge zu geleiten. Und nie würde ich den Umriss eines anderen Gesichts blind nachzeichnen können und trotzdem nicht gelangweilt davon sein. Und wie ich so auf die graue, kaugummifleckige Auslegeware niedersank, hatte ich nur den Gedanken im Kopf, wie traurig das doch war.

Natürlich wachte ich wieder auf. Umringt von besorgten Gesichtern, meine Handballen blutig von den Fingernägeln, die ich hineingegraben hatte. Den Rest des Tages bekam ich frei. Meine romantischen Einsichten schob ich flugs beiseite, indem ich sie einer Gehirnerschütterung zuschrieb. Oder so. Die ganze Woche über wurde ich behandelt wie ein rohes Ei und irgendwann war Gras über die Sache gewachsen.

Mein Leben ging seinen gewohnten Gang. Bis es wieder passierte.

Ich war gerade mit meiner Mutter Tampons kaufen – wohl das Peinlichste, was man bei einer öffentlichen Nahtoderfahrung bei sich tragen kann. Wie schon beim ersten Mal wollten die Wände mich zerquetschen, und ich spürte, wie das Nichts mir die Luft abdrückte. An mehr erinnere ich mich nicht. Als ich wieder zu mir kam, lag ich kreischend auf dem kalten Marmorboden, während ein Dutzend verschreckter Kunden auf mich hinabstarrte. Meine Mutter umklammerte verzweifelt meine Hand, die Augen angstgeweitet.

Ein Arzttermin jagte den nächsten. Im Nu hatte Mum sich mit unserem Hausarzt überworfen und so nahmen wir uns natürlich »einen Privaten«. Nach Hunderten von Blutanalysen, zwei weiteren »Vorfällen« und Dutzenden von Überweisungen landete ich schließlich in einem großen weißen Gebäude und

wurde genötigt, mich mit irgendeinem Grinsemann mit seltsam gelblichem Vorzeigegebiss zu unterhalten. Er nannte die Sache schließlich beim Namen. *Panikattacken*. Sehr verbreitet offenbar. Die hohen Anforderungen des modernen Lebens und so weiter.

Und so begannen meine wöchentlichen Sitzungen bei Dr. Ashley, dem Seelenklempner oder Hirndoktor, wie man eben mag. Außerdem durfte ich jeden Morgen, zwei Jahre lang, Mums gequälte Miene ertragen. Wie sie nach einer Antwort forschte, einer Ursache, und am Ende doch immer wieder Asche auf ihr unschuldiges Haupt lud.

Ich hielt meine Müslischüssel unter den Wasserhahn, um die Körnerreste abzuspülen, die sonst wie Zement am Rand haften würden. Dann wartete ich auf den Abend, der hoffentlich irgendeinen frischen Wind durch diese beknackte Stadt pusten würde.

Ich füllte die Wartezeit mit Mädchenkram. Ließ mir mit dem Nobelzeug meiner Mutter ein großes Schaumbad ein und rasierte mir die Beine. Probierte an die fünf Millionen verschiedene Outfits durch. Nach endlosen Überlegungen fiel meine Wahl auf den dunklen Jeansmini und das ausgewaschene Smiths-T-Shirt aus dem Secondhandshop, das ich meinem Vater aus der Tasche geleierte hatte. Ein paar Schichten Mascara, Eyeliner und Lipgloss später blickte ich auf mein Handy und stellte fest, dass ich die anderen in fünf Minuten treffen musste. Ein letzter Blick in den Spiegel – nicht übel. Ein echter Bringer allerdings auch nicht. Braune Augen starrten mir entgegen, teils verborgen unter straßenkötterfarbenem Haar, das ich zu einer Art Rockergörenlook hatte überreden wollen, leider erfolglos. Ich schlüpfte in die ausgelatschten Ballerinas, schnappte mir meine Jacke und rannte zur Tür hinaus.

Es war immer noch hell, als ich zum Treffpunkt hastete. Allerdings stand die Sonne schon tief am Himmel und tauchte alles in goldenes Licht. Einen Moment lang schwelgte ich darin, wie hübsch es hier doch aussah, aber dann rief ich mir in Erinnerung, wie sehr ich Middletown hasste.

Meine Freundinnen warteten schon an der Ecke: Elizabeth, Ruth und Amanda.

»Du bist zu spät«, rief mir Lizzie entgegen. »Ich opfere echt mein halbes Leben dafür, auf dich zu warten.« Sie sah gut aus. Neue Jeans und ein schwarzes Oberteil. Ihr Haar hatte sie zu einem komplizierten Knoten aufgezwickelt und sie trug eine Menge Eyeliner.

Ich joggte die letzten paar Meter auf sie zu. »'tschuldigung«, keuchte ich. »Akute Klamottenkrise.«

»Ja, ja. Ich krieg die Krise, wenn uns der heiße Gitarrist durch die Lappen geht.«

Bei den Worten »heißer Gitarrist« leuchteten Ruths Augen auf. Ich umarmte sie kurz zur Begrüßung.

»Hast du diesen mysteriösen Traumprinzen schon zu Gesicht bekommen?«, fragte sie mich.

Ruth war stets in Stimmung für eine neue Eroberung. Hatte sie erst mal ein Auge auf jemanden geworfen, war sie quasi nicht mehr zu bremsen und eigentlich auch nicht auszustechen. Nicht zuletzt wegen ihres eindrucksvollen Brustumfangs, an dem jede Konkurrenz einfach abprallte. Zum Glück war ich selbst nie an jemandem interessiert, denn neben Ruth hätte ich wohl kaum eine Chance gehabt.

»Hab vorhin erst von ihm erfahren. Aber heute Morgen hab ich vor der Apotheke ein Pferd kotzen sehen. Für mich ein eindeutiges Zeichen, dass ein toller Mann in der Stadt weilen muss.«

»Penny«, sagte sie. »Deine Worte betrüben mich. Um dich

herum gibt es so viele tolle Männer. Wenn du nur einmal die Augen aufmachen und die unendlichen Möglichkeiten wahrnehmen würdest.«

»Tolle *Jungs*«, verbesserte ich. »Tolle Männer kennen wir, glaub ich, keine.«

»Ach, wenn ich erst mit denen durch bin, sind sie Männer.« Sie zwinkerte mir zu.

Ich hängte mich bei Amanda ein, die bisher noch nichts beigesteuert hatte. Die Gute. All die gemeinsamen Jahre mit Ruth hatten sie gelehrt, dass es einfach nicht der Mühe wert war.

»Wie läuft's mit Johnno?«

Johnno war Amandas Beinahe-Freund. Sie hatte sich wieder selbst übertroffen und jemanden aufgetrieben, der noch schüchterner war als sie selbst. Die meiste Zeit über entschuldigten sie sich beieinander oder hielten verkrampft Händchen, wie Kinder, die man auf einem Hochzeitsfoto zusammengezwungen hat.

Sie lief knallrot an. »Mit Johnno ist alles gut«, haspelte sie. »Gestern haben wir es geschafft, uns zu küssen, ohne mit den Nasen aneinanderzuknallen.«

Ich konnte mir das Lachen nicht verkneifen. »Politik der kleinen Schritte, was?«

Lizzie hakte sich bei mir und Ruth unter, damit wir eine Reihe bildeten.

»Alles klar, die Damen«, sagte sie. »Mir schwant, dieser Abend wird unvergesslich.«

»Klaro«, murrte ich.

»Schnauze. Wirklich, ein Brennen in meinen Lenden verrät mir, dass sich heute Abend etwas ereignen wird.«

»Dagegen gibt's eine Creme, gegen dieses Brennen.«

Ruths Augen leuchteten bestätigend auf. »Ja, stimmt. Kann dir da was empfehlen. Weg in null Komma nichts.«

»Ruhe jetzt«, sagte Lizzie und wir brachen in Gelächter aus.
»Heute Abend werden große Dinge geschehen. Ich wittere es einfach.« Sie machte eine Kunstpause. »Mit meiner Reporter-
nase.«

Wir verdrehten die Augen.

»Bringen wir's hinter uns«, sagte ich.

Und wir zogen ab in Richtung Club.

2

Band-Night war ein ziemlich hochtrabender Begriff für das, was es eigentlich war: der Gig irgendeiner Band aus der Gegend in einem ranzigen Club in der Innenstadt. Der Clubbesitzer verschloss die Augen davor, dass alle minderjährig waren, und im Gegenzug schleppten die Bands sämtliche ihrer Freunde an, um die sonst völlig verwaiste Tanzfläche zu füllen. Wir gingen hin, seit Ruth ihre Titten bekommen und gelernt hatte, den Türsteher damit abzulenken.

Es wurde schon dunkel, als wir vor dem Clubeingang ankamen.

»Oh nein«, sagte Lizzie. »Da stehen sie schon Schlange. Die müssen das von dem heißen Gitarristen auch mitgekriegt haben.«

Tatsächlich reihten sich die Wartenden bis um die Ecke des Clubs. Zahlreiche Mädchengrüppchen hatten sich zu bibbernden Trauben zusammengeschlossen und taxierten schweigend die umstehende Weiblichkeit. Wir vier tappten ans Ende der Schlange und sahen im Vorbeigehen, wie die anderen Mädchen feindselige Blicke auf uns und Ruths schamlosen Ausschnitt warfen. Ruth feixte und drückte die Brust noch einen Tick weiter raus.

»Wir hätten uns vordrängeln sollen«, sagte sie.

»Unnötig«, meinte Amanda. »Es geht eh schnell voran.«

Ruth markierte einen Trotzanfall und stampfte mit dem Fuß auf. »Aber die da vorne lernen den heißen Gitarristen eher kennen als ich!«

Ich lächelte. »Ach, komm schon. So heiß ist der wahrscheinlich gar nicht. Bestimmt ist er totaler Durchschnitt, und jeder hält ihn nur für heiß, weil er auf der Bühne eine Gitarre hält.«

Lizzie seufzte tief auf. »Stellt euch mal vor«, meinte sie, »was für ein Traum das doch wäre, mit einem Musiker zu gehen!«

Die anderen beiden stimmten in ihr Seufzen ein.

»Oh Gott, allein die Vorstellung, da inmitten all dieser Menschen zu stehen und zuzusehen, wie dein Freund von allen angeschmachtet wird, und zu wissen, mit dir geht er später nach Hause«, schwelgte Ruth.

»Oder er holt seine Akustikgitarre raus und singt ein Liebeslied, und du weißt, das hat er nur für dich geschrieben«, ergänzte Lizzie.

»Oder du stößt in jedem zweiten People-Magazin auf Interviews mit ihm, und da steht schwarz auf weiß, wie sehr er dich anbetet«, schloss Amanda.

Ich läpfte eine Augenbraue und wir rückten ein Stückchen in der Schlange auf. »Oder ... stellt euch vor, ihr seid jedes Mal krank vor Panik, wenn er auf Tour ist, weil's schon vorprogrammiert ist, dass er fremdgeht. Stellt euch vor, ihr seid nur als die Freundin von dem und dem bekannt und nicht als ihr selbst. Oder wie ihr zu Hause mit seinen Bälgen versauert, während er immer noch ständig auf Achse ist und einen auf Rockstar macht, obwohl er längst einen schwabbeligen Altmännerbauch und kaum noch ein Haar auf dem Kopf hat. Oder ...« Ich unterbrach meine Tirade, weil ich merkte, wie mich alle mit Blicken durchbohrten.

Lizzie pfiff leise durch die Zähne. »Warum, zum Teufel, schleifen wir dich überhaupt mit, Penny?«

»Ja, du alte Spielverderberin«, sagte Ruth. »Man wird ja wohl noch träumen dürfen.«

Wir rückten wieder in der Schlange auf. Jetzt hatten wir es fast geschafft.

»Natürlich darf man träumen«, wiegelte ich ab. »Aber einen Musiker als Freund? Kommt schon, Mädels. Das ist so was von abgeschmackt.«

Ihr Stöhnen kam im Chor.

»Mensch, du bist ja völlig besessen!«

»Ich bin nicht besessen. Ich begreife nur nicht, warum ihr so scharf darauf seid, euch irgendeine melancholische Arschgeige zu angeln, die zu allem Überfluss auch noch ihre Wachstumsschmerzen besingt. ›Growing Pains‹, also wirklich!«

Lizzie feixte. »Wer weiß? Vielleicht ist er unglaublich talentiert und selbstkritisch zugleich und verfällt einer von uns mit Haut und Haaren.«

»Lizzie. Das Leben ist keine Seifenoper.«

»Na, zum Glück lässt du keine Gelegenheit aus, mich darauf hinzuweisen.« Sie hakte sich wieder bei mir unter und wir betraten den Club.

Dank all der Möchtegerngroupies war der Laden gestopft voll, ganz anders als üblich. Auf der sonst so spärlich genutzten Tanzfläche drängten sich heute dicht an dicht wimpernetuschte Mädchen mit ausgefahrenen Ellenbogen. Ein Blick auf die Uhr – gerade mal halb zehn. Die Band würde frühestens in einer halben Stunde loslegen und trotzdem kloppten sich die Tussis bereits um die VIP-Plätze im ersten Rang. Ihre wilde Entschlossenheit hing derart schwer in der Luft, dass man sie fast hätte in Flaschen abfüllen und als Parfüm verkaufen können.

Trotz heftiger innerer Gegenwehr mochte ich den Laden. Die leuchtend lila Wände waren mit alten Schwarz-Weiß-Fotos berühmter Musiker geschmückt. Die ehemals weiße Decke war vergilbt von all den Zigaretten, die hier im Laufe der Jahre verglom-